Der eingebildete Tote

Es war ein Samstag, und der Himmel hatte seine Schleusen geöffnet. Aus dicken, grauen Wolken fiel unablässig Regen.
Die Trauergäste trugen schwarze Sachen und verkrochen sich unter ihren Schirmen. Man konnte meinen, die meisten waren froh, dass sie ihren Schirm hatten, um sich an irgendwas festzuhalten. Hier ein paar Tränen, da ein Seufzer und allenthalben betretene Gesichter.
In der Kapelle saß ich mit meinen Eltern in der ersten Reihe und hatte freien Blick auf Opa, der nun offenbar in eine Metalldose passte. Als Kind hat man da eigenartige Vorstellungen; ich konnte nicht glauben, dass es nur Asche sein sollte, die von dem Menschen übrig geblieben war, mit dem ich eben noch Eisenbahn gespielt hatte. Zu gern hätte ich den kleinen, runden Deckel geöffnet und nachgesehen. Aber das gehörte sich natürlich nicht.
Nach einigen Liedern, die mehr genuschelt als gesungen worden waren und einer Predigt, in der der Pastor abermals komische Dinge wie „ewiger Friede“ und „Wege des Herrn“ gesagt hatte, erhoben sich alle und schritten wie die Enten an der Stange zur Grabstätte. Ich weiß auch nicht, aber schon auf dem Weg dorthin, beschlich mich eine eigentümliche Anspannung, gerade so, als würden wir alle von der Vorsehung am Kragen gepackt und Schritt für Schritt weitergezogen.
Mein Vater erkannte es als erster, noch einige Meter vom Grab entfernt, und ich wiederum erkannte in seinem Blick, dass das Schicksal es wahrlich nicht gut mit uns meinen konnte.
„Scheiße“, entfuhr es ihm, so dass sich der Pastor, der an der Spitze unseres kleinen Zuges ging, umdrehte und meinen Vater wortlos, aber mit nicht weniger ausdrucksstarken Kneifaugen maßregelte.
Dann folgte Mutter, ihren Blick auf die Grabstätte gerichtet, vor der wir jetzt standen:
„Das glaub’ ich nicht!“
„Verzeihung?“, machte der Pastor, zur Frage erhoben.
„Es ist die falsche Seite“, sagte mein Vater und in diesem Moment hielt sich meine Mutter die Hand vor den Mund und schluchzte, was sich allerdings mehr nach einem Quieken anhörte.
„Was sagen Sie da?“, fragte der Pastor.
„Die falsche Seite. Die Schwachköpfe haben die falsche Seite ausgehoben. Meine Schwiegermutter liegt rechts. Und die Urne sollte auf ihren Sarg. Warum ist das Loch dann links?“
„Ähm“, machte der Pastor, sichtlich bemüht, der Situation nicht auch noch den letzten Rest Würde zu nehmen. Doch das war schwierig.
Meine Eltern sahen die anderen Trauergäste an, die fragend unter ihren Schirmen vorlugten. Keiner sagte ein Wort, man hörte nur den Regen, wie er auf die Schirme pladderte.
„Dann ist die Seite ja doch frei“, sagte ich und war überzeugt, einen wertvollen Beitrag von mir gegeben zu haben.
„Sei still“, fuhr mich mein Vater an und drehte sich zu meiner Mutter.
„Wir sagen das jetzt nicht noch mal ab!“
Meine Mutter schüttelte zustimmend den Kopf. Der Pastor begann:
„Wir haben uns heute hier versammelt…“

Wenig später, im Dorfkrug, reichte der Zuckerkuchen nicht. Kaffee war ausreichend vorhanden, die Leute waren durchgefroren, was man ihnen auch wegen des Wetters nicht verübeln konnte. Die leisen Stimmen wurden lauter, als die ersten Kurzen auf den Tisch kamen und man sich versicherte, dass Heinz – Gott hab ihn selig – gern einen mitgetrunken hätte.
Der Nachmittag verging, und sogar meine Mutter lachte irgendwann ein wenig. Wahrscheinlich reichte es nicht zum Weinen.

Am darauf folgenden Montag, ich durfte noch immer zu Hause bleiben, rief mein Vater gegen neun Uhr früh

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / http://www.dsfo.de

Der eingebildete Tote

im Amt an. Der Mann vom vergangenen Freitag war offenbar gleich am Apparat, denn Vater kam ohne Umschweife zur Sache.
„Wenn ich´s Ihnen doch sage. Die falsche Seite! Mein Schwiegervater muss umgebettet werden! Und zwar schnell!“
Ich nehme an, dass der Mann am anderen Ende der Leitung irgendetwas sagte, das meinen Vater beruhigen sollte. Denn nur so konnte ich mir erklären, dass er die nächsten Sätze schrie:
„Dann sind Ihre scheiß Unterlagen eben falsch! Meine Schwiegermutter liegt rechts und nicht links, verdammt noch mal. Wir werden doch wohl noch wissen, wo wir sie vierundneunzig beigebuddelt haben! Es gibt keinen fremden Sarg. Ihre Leute haben den Sarg meiner Schwiegermutter freigeschaufelt! Gott, wie blöd muss man sein!“
Das war deutlich, und der andere schien nichts zu erwidern.
„Also, ich will, dass mein Schwiegervater umgebettet wird. Die Urne muss nach rechts. Auf den Sarg seiner Frau!“
Mein Vater legte auf und marschierte in die Küche; er setzte sich an den Tisch. Mutter rührte im Suppentopf.
„Bin mal gespannt“, sagte er. Mutter rührte weiter.

Am späten Nachmittag ging ein Fax in Vaters Arbeitszimmer ein. Es kam von der Gemeinde, ich erkannte es am Bürgerwappen. Mein Vater nahm das Papier an sich, las und sah anschließend lange aus dem Fenster. Ich fragte:
„Was ist denn?“.
Doch er schwieg nur.
Nach einer Weile ging er ins Wohnzimmer. Meine Mutter saß vor dem Fernseher und strickte. Er gab ihr das Schreiben. Nachdem sie es gelesen hatte, schaltete sie den Fernseher aus und begann zu weinen.
„Alles umsonst“, sagte sie leise.
Mein Vater nickte und hielt ihre Hand.
„Die werden dafür bezahlen müssen“, sagte er. „Morgen nehmen wir uns einen Anwalt.“
„Einen Anwalt…“, sagte meine Mutter. „Der kann die Einäscherung auch nicht mehr rückgängig machen.“ Sie schüttelte den Kopf und fuhr fort: „Die hätten uns einfach nur mal fragen müssen. Stattdessen gehen sie von ihren blöden Akten aus, in denen alles falsch ist.“
Zugegeben verstand ich nun gar nichts mehr. Und weil ich schließlich auch ein Angehöriger war, den die Sache etwas anging, fragte ich:
„Also gab es gar keinen fremden Sarg neben Oma?“
Meine Mutter stand auf und verließ den Raum.
„Nee“, sagte mein Vater. „War alles nur Einbildung.“
Irgendwie schade, dachte ich. Ein fremder Toter im Grab meiner Familie, das wäre schon sensationell gewesen. Aber ohne hatte die Sache auch ein Gutes: Meine Großeltern waren vereint und in ihrem Doppelgrab ungestört, wie sie es sich immer gewünscht hatten. Nur das mit Opas letztem Willen, auf gar keinen Fall verbrannt zu werden, das hatte dummerweise nicht geklappt. Er war viele Jahre Ortsbrandmeister gewesen bei uns im Dorf, und man konnte wohl sagen, dass er von daher wusste, wovon er sprach. Aber was soll’s, für ihn hatten schließlich alle das Beste getan.
In der Situation jedenfalls.

Lesen Sie hier die komplette Diskussion zu diesem Text (PDF).

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / http://www.dsfo.de